

# Beilage zu Nr. 135 des Enzthälers.

Neuenbürg, Donnerstag den 27. August 1891.

## Moltkes Werk über den deutsch-französischen Krieg.

Als Graf Moltke durch den Tod seinem Volke, das mit unauslöschlicher Dankbarkeit an dem großen Paladin des ersten deutschen Kaisers hieng, entrisen wurde, erhob sich laut von allen Seiten der Wunsch, es möchte jetzt zusammengefaßt und veröffentlicht werden, was der nimmer rastende Geist des Verstorbenen schriftlich niedergelegt hatte. Schon lange schätzte die Welt in dem Schlachtendenter zugleich einen der Klassiker der deutschen Sprache, mochte er nur schildern, wie die römische Campagna im Morgenglanz vor dem Auge des mit Rektisch und Fernrohr arbeitenden Offiziers in all ihren geschichtlichen Veränderungen lebendig wurde, oder mit großen Jügen die politische und militärische Lage von Staaten und Völkern beschreiben. Sein Wanderbuch und seine Reisebriefe, die geschichtlichen Darstellungen über Polen und die Niederlande wie seine kriegswissenschaftlichen Arbeiten hatten in ihrer kristallhellen Klarheit mit der Tiefe ihres Gedankenreichtums das Verlangen entstehen lassen müssen, alles kennen zu lernen, was der berühmte Feldherr geschrieben.

Schneller, als man gehofft, ist der Wunsch teilweise erfüllt worden. Die Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 ist als erstes Glied der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth v. Moltke“ (Berlin, C. S. Mittler und Sohn) eben erschienen. Sie lag fertig vor, und obgleich sie als III. Band der ganzen Reihe gedacht ist, hat die Familie des Entschlafenen sie doch sofort veröffentlicht.

Das Verdienst, den greisen Feldmarschall zur Abfassung dieser Geschichte bewogen zu haben, gebührt dem Neffen, Major v. Moltke. Auf sein stetes Drängen hat der die jetzt vorliegende Arbeit abgefaßt, um der großen Menge der Leser, für welche, wie er selbst sagte, das Generalstabswerk zu sehr ins Einzelne gehe und zu sachmännisch geschrieben war, eine gedrängte Darstellung des Krieges zu bieten. Indem er dieses Ziel verfolgte, sagte er, wie sein Neffe darlegt, die Aufgabe dennoch unwillkürlich, aber unumgänglich von seinem Standpunkt, dem des Generalstabchefs, auf, d. h. er ordnete die Ergebnisse in den Zusammenhang des großen Ganzen, der nur an der leitenden Befehlsstelle erkannt und gegeben werden konnte. So ist das zur vollstündigen Belehrung unternommene Werk in seiner Gedankensfolge die Aeußerung der eigensten Beurteilung durch den General-Feldmarschall selbst. Und alle Vorzüge, die den früheren Werken des Grafen Moltke zu eigen waren, weist auch das neue auf. Dieselbe wundervolle Ruhe und Klarheit der Sprache, die nie fehlgreifende oder versagende Wahl des richtigen Ausdrucks, das maßvolle, alles abwägende Urteil und dazu der weite Blick, dem sich die einzelnen Begebenheiten und

Thatsachen zusammenschließen zur großen Kette: sie alle finden sich in der Geschichte des Krieges wieder. Der Mann, welcher die militärischen Geschichte Deutschlands in dem großen Ringen geleitet, tritt in seiner eigenen Darstellung dieser Ereignisse nirgends hervor. Wie sein Leben hindurch gilt ihm die Sache alles, die eigene Person nichts.

In der Einleitung führt der Feldmarschall aus, wie in der Gegenwart nicht mehr fürstlicher Ehrgeiz, sondern Stimmungen der Völker den Frieden gefährden. „Weniger kommt es heute darauf an“, so sagt er, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern. So hat das geeinigste Deutschland seine Macht bisher nur dazu gebraucht, den Frieden in Europa zu wahren, eine schwache Regierung beim Nachbar aber ist die größte Kriegsgefahr.“ Daraus entwickelt nun Graf Moltke die Verhältnisse, welche die Regierung des zweiten Kaiserthums zu dem ganz unvorbereiteten Krieg trieben, zu dessen glücklicher Beendigung man auf den Zwiespalt der deutschen Stämme erfolglos hoffte. Eingehend wird der Wirrwarr geschildert, in welchen das französische Heer geriet, als es mobil machte und das geplante überraschende Angriffsverfahren beginnen wollte, während der Chef des preussischen Generalstabs stolz schreiben darf: „Es blieb in den getroffenen Maßnahmen nichts zu ändern, sondern nur Vorbereitetes und Vorbereitetes auszuführen.“

Es würde zu weit führen, hier in die Einzelheiten des Buches einzugehen, welche neue Lichter auf die Anschauungen des Feldmarschalls werfen, nur einige seien hervorgehoben. So meint er nach der Schlacht von Spichern, „die weder beabsichtigt noch wahrscheinlich war,“ zu der Behauptung, sie sei am unrechten Orte geschlagen worden und habe höhere Pläne durchkreuzt: „Allerdings war sie nicht vorgesehen. Im allgemeinen aber wird es wenig Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptiert und ausgenutzt werden.“ Bei der Darstellung der Bewegungen, welche den drei Schlachten bei Metz voringingen, schiebt der leise Tadel ein, man habe nicht überall die nötige Vorsicht für geboten gehalten und gemeint, die Franzosen, welche in vollem Rückzug begriffen seien, nicht ohne Schädigung ziehen lassen zu dürfen und deshalb sich ohne Zögern ihnen angehängt. Damit sind die Begegnungsschlachten von Colombey und Bionville gemeint. Auch den letzten Vorstoß, welchen am 16. Aug. Prinz Friedrich Karl um 7 Uhr abends machen ließ, billigt Moltke nicht, weil man den weit überlegenen Feind nicht durch erneute Angriffe herausfordern und, wo keine Unterstützung mehr zu hoffen war, den schwer erkauften Erfolg nicht wieder in Frage stellen durfte.

Ungeteiltes Lob dagegen wird dem Commandeur des III. Corps, v. Alvensleben, zuteil, dessen Führung bei Bionville eine der glänzendsten Waffenthaten des ganzen Krieges genannt wird. Gravelotte-St. Privat war eine geplante und vorbereitete Schlacht, kühn schon in der Anlage, da die Deutschen mit verkehrter Front, den Rücken nach Paris, fochten. Manche interessante Bemerkung findet sich in der Darstellung des Kampfes. So tadelt Moltke sich selber, daß er das Vorgehen der Pommeren über die Mance am Abend gestattet hat. „Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen.“ Mit gerechtem Stolz aber weist er darauf hin, daß in der Nacht zum 19. der Generalstab alle durch die neue Lage den Sieg erheischenden Befehle ausgearbeitet hat, sodaß sie am nächsten Morgen dem König vorgelegt werden konnten.

(Schluß folgt.)

Berlin, 23. Aug. Die unterirdische Telegraphenlinie zwischen Berlin und München ist am 21. Aug. eröffnet worden. Nachdem nach mehrjährigen Verhandlungen ein günstiges Ergebnis durch das Entgegenkommen der bayerischen und der württembergischen Staatsregierung erzielt war, wurde im Jahre 1889 zunächst die Kabelinie zwischen Karlsruhe und Stuttgart und damit der Anlaß an das unterirdische Reichsnetz hergestellt. Nunmehr ist auch der unterirdische Anschluß für die Linie Berlin-München durchgeführt. Das Kabel hat sieben Adern, wodurch sieben neue Leitungen gewonnen sind. Es wird außer für die beiden Endpunkte Berlin und München auch für die Zwischenorte Dresden, Chemnitz, Nürnberg und Ingolstadt neue Verbindungen gewährt. Die Herstellung der neuen Linie war namentlich bei den Uebergängen über das sächsische Erzgebirge und das Fichtelgebirge, welche wegen der ausgedehnten und harten Felslager nur durch umfangreiche Sprengungen zu bewerkstelligen waren, mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Verbindung arbeitet in tadelloser Weise.

Weinheim an der Bergstr. 22. Aug. Vor einigen Tagen warf die Kuh eines hiesigen Landwirts ein Kalb mit zwei vollständig ausgebildeten Köpfen und einem kleinen Höcker auf dem Rücken.

Aus dem Maingau, 22. Aug. Bei Höchst wurde im Main die Leiche eines Mannes gelandet, welche in einem Sack eingenäht war. Die Herkunft der Leiche ist noch nicht festgestellt.

Aus Ludwigshafen, 24. Aug. wird gemeldet: Aus geringfügiger Ursache schoß heute Nacht auf dem Hemshof der Fabrikarbeiter Wittner vier Revolverkugeln auf den Fabrikarbeiter Braun ab, wovon einer streifte, die andern fehl gingen. Der verletzte Braun gab gleichzeitig einen Fehlschuß ab.



Miszellen.

Am Meer.

Erzählung von L. Frank.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Künstler legte nun Pinsel und Palette weg, stellte die Rahme an die Wand des Bootes und betrachtete, wohlgefällig blinzeln, sein Werk.

„Nun, Franz, was sagen Sie als Seemann zu dem Bild? Habe ich Ihr Element naturgetreu abkonterfeilt?“

Da dieser nicht antwortete, sondern seinen Blick von dem Bilde weg ins Meer hinaus wendete, legte er die Rahme zu seinen anderen Gegenständen im Boot und bedeckte sie mit einem Wachstuch. Dann setzte er sich wieder auf die Ruderbank, strich einigemal kunstgerecht mit seinen Fingern durch sein schwarzbraunes Vockenhaar, drückte seinen kühnen Künstlerhut darauf und sah, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, mit komischem Ernst Franz lange forschend und prüfend an, als wolle er ihn bis zum Grund der Seele ergründen. Dann sagte er in seiner leichten munteren Weise:

„Hören Sie, Franz, Sie sind ein recht sonderbarer Mensch, Ihnen liegt etwas auf dem Herzen. Heraus damit! Beichten Sie mir, wo Sie der Schuh drückt. Wir sind ganz allein, nur das Meer ist unser Zeuge und das ist schweigend. Sagen Sie, warum haben Sie vorhin so schrecklich gefeult?“

Franz errötete bis an den Hals. Er sah verlegen zur Seite. „Ja, mein Lieber, so kommen Sie mir nicht durch,“ rief lachend der Maler. „Wissen Sie, ich verstehe mich schon etwas auf Menschenherzen, und so will ich einmal versuchen, die Ursache allein herauszukriegen. Also, Sie leiden an Liebeskummer, nicht? — Ah, ich sehe, ich habe es getroffen! — Nun also, Sie seufzen nach einer holden Fischerin. Natürlich ist sie von Skanderoog. — Will doch mal sehen, ob ich sie nicht in meiner Studienmappe habe.“ Er holte von seinem Gepäc sein Skizzenbuch. Er blätterte eine Zeit lang darin herum, indem er sagte: „Ich habe da eine ganze Sammlung Skanderooger Schönheiten, will doch sehen, ob die Eine nicht darunter ist. — Ist's die da?“ fragte er belustigt, indem er das Buch vorsich hinhielt, so daß Franz das darauf Gezeichnete deutlich sehen konnte. „Nicht? — Oder die da? Auch nicht? — Diese? — Die da? — Zum Henker, wo sollte sie denn sein! Jedenfalls ist sie schön, Sie sehen mir nicht darnach aus, als ob sie mit einer Häßlichen vorlieb nehmen würden. Hm, oder sollte es am Ende — —“ Er kletterte wieder zu seinem Gepäc zurück, band die mit einem Wachstuch umschlossenen Rahmen los und brachte zwei derselben mit. Er zeigte die erste vor. —

„Meine Schwester!“ rief Franz überrascht aus.

„Schwester? Wirklich Schwester, keine Soldatenschwester?“ lachte der Maler.

„Meine Schwester Anna,“ bestätigte Franz mit ehrlichem Auge.

„Oder ist's die da?“ fragte der Künstler, die zweite Rahme auf seine Kniee stellend.

Es stellte ein schönes Mädchen mit aschblonden Locken und in halbstädtischer Kleidung vor.

Franz starrte das Bild mit weit geöffneten Augen an, als habe er einen Spuck der Hölle vor sich. Der Maler lachte hell auf.

„Herr, wie kommt Ihr zu dem Bild?“ schrie Franz drohend, indem er heftig aufsprang, daß das Boot bedenklich schwankte.

„Wo, wann habt Ihr sie gemalt?“

„Sie grimmiger Seelöwe, werfen Sie doch das Boot nicht um, ich bitte Sie! Ha, ha, ha! Wie ich zu dem Bild gekommen bin? — In allen Zuchten und Ehren, wie Sie sogleich erfahren werden, wenn Sie sich gütigst wieder auf die Bank dort setzen wollen.“

Widerwillig setzte der Angeredete sich nieder. Zorn und Argwohn kämpften noch in seinem erregten Gesicht.

„Also das wäre die Teure,“ lachte der Maler. „Bei Sankt Lukas dem Maler, mein zorniger Seegler hat keinen schlechten Geschmack. Jetzt will ich aber nur schnell berichten, sonst reißt der Eifersüchtige mich Armen in Stücke, oder versenkt mich ins Meer, wo es am tiefsten ist. Also das nette Häuschen am Ende des Dorfes ist Ihnen bekannt, ebenso die schöne Bewohnerin, Marie, glaube ich, heißt sie. Ebenfalls wissen Sie, daß manchmal eine schöne Freundin zu ihr auf Besuch kommt, worauf dann geplaudert und gelacht wird. — Können Sie es nun einem Maler übel nehmen, wenn er in das Nachbarhaus schleicht und auf einen günstigen Augenblick lauert, während dessen er die schönen Mädchenbilder rauben kann? Nicht wahr, Franz, Sie verzeihen mir, daß ich mich so indianerhaft an Ihr unnahbares Liebchen angelächelt habe? Ihre Hand darauf!“

Sichtlich erleichtert legte Franz seine kräftige Hand in die Rechte des Malers.

„Also das Wer? ist hiemit erledigt,“ fuhr dieser fort, „jetzt entsteht die Frage: Will sie ihn nicht, oder kriegt er sie nicht? — Sie sehen, ich bin auch im Liebeskummer bewandert. — Sprechen Sie, erleichtern Sie sich Ihr Herz!“

Nur mit Widerwillen hatte Franz anfangs die Worte des Malers über sich ergehen lassen. Einem andern würde er diese Einmischung in seine eigensten Angelegenheiten unterjagt haben; aber dem lustigen Künstler konnte er nicht grollen, wenn er sich ohne den geringsten Zwang mit dem beschäftigte, über das er sonst mit keinem Menschen sprach, und das er fest in seiner Brust verschlossen hielt. Die liebenswürdige und herzliche Art desselben that dem rauhen Mann wohl; sein erbitterttes Gemüt wurde erhellt durch den heitern Schein dieser fröhlichen Augen, die das Leben von der schönsten Seite zu nehmen schienen; sein Herz ging ihm auf und er erzählte, anfangs stockend und zuweilen mädchenhaft erröthend, dann mit leidenschaftlicher Beredsamkeit, die seinen Begleiter überraschte, von seiner Liebe zu dem schönen stolzen Mädchen, das sein werden müsse um jeden Preis in der Welt, koste es was es wolle. Seine Augen leuchteten und sein Gesicht nahm einen weichen, begeisterten Ausdruck an, als er von ihrer Zuneigung sprach, und daß sie

sich gegenseitig ewige Treue geschworen hätten.

„Also die günstigsten Aussichten, mein lieber Franz! — Na, gratuliere von Herzen! Da steht doch der Hochzeit nichts mehr im Weg?“ — rief der Maler lachend aus.

Ein finsterner Schatten flog über das eben noch so schön verklärte Gesicht des Matrosen. Dieser Unmut blitzte aus seinen Augen. Er erzählte, daß die Mutter, die verwitwete Frau Steuermann Peterson, unter keinen Umständen ihre Tochter einem einfachen und dazu armen Fischer geben werde; daß er mit seinem Großvater seine fünf Geschwister ernähren und somit nicht ans Heiraten denken dürfe, zumal da der Großvater alt und gebrechlich sei. Er habe, um die Lage der Seinigen zu erleichtern, Dienste beim Bremer Lloyd nehmen wollen; aber der Großvater will es nicht dulden, weil sein Vater einst beim Untergang der „Sydia“ umgekommen sei, daß auch er dem herkömmlichen Fischereigewerbe untreu werde. Nach der Beendigung seiner Dienstzeit bei der Marine habe er in die Wismanntuppe eintreten wollen, um sich in einigen Jahren ein kleines Kapital ersparen zu können, und er sei auch schon für die „Sansibar“ bestimmt gewesen, aber auf Drängen seines Großvaters sei er wieder zurückgetreten.

Der Maler war mit Bewegung diesen Ausführungen gefolgt. Sinnend sah er lange da. Dann sagte er: „Könnten Sie denn Ihren Großvater nicht überzeugen, daß die Schifffahrt nicht gefährlicher als die Fischerei und außerdem einträglicher ist?“

„Schwerlich; er hängt zu sehr am Alten, als daß er sich überzeugen ließe; auch beharrt er eigensinnig auf dem, was er für gut hält.“

„Weiß er von Ihrer Liebe zu der Tochter des Steuermanns. Bestehen Sie es, gewiß, er wird Einsicht haben!“

(Fortsetzung folgt.)

(Ein neues Wort für „Speisefarte“) hat kürzlich in einem Restaurant ein Engländer erfunden. Derselbe kam mit einem Dictionaire in der Hand in ein Restaurant, nahm an einem gedeckten Tische Platz und blätterte in seinem Wörterbuche. Um ihn herum im Kreise standen die großen und die kleinen Piccoli und lauerten auf die Wünsche, die der Englishman äußern würde. Dieser ließ sich durch den sonst gewiß genierenden Andrang von Kellnern nicht im Geringsten aus seiner Ruhe bringen. Gelassen studierte er in seinem rot gebundenen Interpretor weiter, und als er genug studiert hatte, da rief er mit dem Tone überzeugungsvollster Sicherheit der Beherrschung des Gegenstandes: „Kellner, bringen Sie mir den Magenfahrplan!“

In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntnis zu berichten. Ich sehe beispielsweise auf den ersten Blick, was andere von mir denken.“ — Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen bricht mit den Worten: „Das muß für Sie aber sehr unangenehm sein.“

Auflösung des mathem. Rätsels in Nr. 132.  
60 Tauben.